

Bericht vom Stadtstöffel

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 52

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-650082>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

dort den behägigen Nachkommen einstiger Bärenjäger, wie sie bei Wein und Bier, Stumpen und Brissago gar laut und berebt von Hasen- und Rebhühnerjagden, von Meisterbüßen auf Gemse, Reh und Fuchs erzählen. Herzhaftes Lachen schüttert dann und wann der wackeren Mannen wohlgerundete Bäuche, auf denen vielleicht ein zierlich Gold- oder Silberbärlein an der Uhrkette zittert.

Aber draußen die Berge und Hügel, mässig und dunkelwaldig, im Föhn gleichsam pelzig und zottig, da und dort wie Tierleiber im bernischen Mittelland lagernd, lassen oft an ihnen denken, erinnern an Sommerabenden, an wolkenverhängten Herbsttagen an jene Zeiten, da er sie noch frei und gelassen durchstreifte ... und dereinst vielleicht wieder mit Eber und Hirsch durchstreifen wird ...

Bericht vom Stadtstöffel.

Ends 1939.

Hochzu verehrende Redakzion!

Da das laufende Jahr am veränderten ist, wie der saure Inhalt im Essigfeßli mit dem ewig tropfenden Hahnen, beim Regoziant Pfund, muß ich mich wohl beeilen mit meiner Epistel, daß sie noch zreicher Zeit yhen mag.

Die lekten Tage sind heran gekommen. An meinem Abreißkaländer, den ich vergangenen Sihlfester vom Rüfenacht Christen, Ellenwaren, zum Gutjahr bekommen habe, als ich für die Frau Chüderli rote Flanellen für ein Gloschli gekauft habe, baumeln nur noch einige dünne Papierli, was mich fast an eine gelehrte Rauchhuchi mahnet, was ja auch kein Wunder ist, da es so streng den Festagen zu geht und man das Geröikte und den Surchabis schon



stark in den, auf diese gulinarischen Gerichte abgerichteten Schmöckseiteren hat.

Das Zihgarentistli mit dem Jahresvorraht ist auch lehr. Brezeis wie die härnische Staatskaffe, was zwar kein zutreffender Vergleich ist, da auf mein Ristli keine Schuldenlast drückt, vielmehr eine einsichtige Hand darauf ruht, oder ruhen wird, wie ich hoffe und den Dechel lüpfen und Einsicht nehmen wird von der gähnenden Lehre. Vorläufig habe ich es näben das Becki auf die Wäschgumode gestellt. Die Frou Chüderli wird von der hoch anzurechnenden Gepfloghenheit der Nächstenliebe wohl den Rung nicht abweichen, da ich große Stücke darauf habe. Nämlich auf den Stumpen.

Es gibt kein anschaulicheres Beispihl der Vergänglichkeit auf der Nerde, als so ein Tubakstängel. Hat man dem Stumpen Feuer angelegt und schwelgt im Genuß seiner blauen Rauchwunder, und geht man noch so spahrsam um, wie mit dem lekten Föisi im Schiletäschli, immer kommt das bittere Ende. Ich habe nämlich die dumme Gwanig den Stumpen wohl töif in die Mundhöhle, zwischen die Zahnprofeln zu nehmen und bekommt er davon zuletzt ein Aussehen und Chust wie der Frou Chüderli ihr Feglumben.

Wenn ich Rückschau halte und über die Achsel hinweg auf meine Lebensbahn blicke, kommt sie mir vor wie die einer Cheigelstrugel. Es geht immer gradaus auf das Babeli zu. Vorläufig bin ich aber noch nicht beim Ris angelangt, da der Schuß seinerzeit eher samst abgegeben wurde. Meine Bahn ist frei und schön föiberlich abgesprüht, wo, daß da ich auch fürderhin keine unliebsamen Hindernisse zu gewärtigen habe und ich die Aussicht habe, daß ich schön ordeli an mein Zihl drohlen kann. Wann ich dort einlaufen werde ist allem zusammengenommenen Menschenverstand nicht lantsam. Im großen Verfohnen-Register im Himmel oben, wo ich mit Gottes Hilfe auch eingetragen bin, wird bei meinem Nahmen wohl ein Ladum oder ein Kröizlein stehen, betreffs Abberufungsvermerk.

Wenn ich meiner durchgebrachten Vergangenheit nachfiniere und noch einisch hintenfür könnte, würde ich vielleicht manches anderst anfangen. Zum Beispihl habe ich seinerzeit stark daran gemacht den Schofföhrberuf zu erlernen, als die Garnwicklerei in Verruf kam. Aber jetzt bin ich froh, daß ich bei meinem Beruf geblieben bin, denn es ist viel Ghürsch auf der Welt, so, daß ich einstweilen nicht vor die Arbeit außen kommen werde. Im Schofföhrberuf hält sich Angebot und Nachfrage schon lange nicht mehr die Waage. Es hat dort viel fürige Leute gegeben, sogar die hohen Führerstellen sollen abgebaut werden. Aber was will man, das ist der Summton unserer bewegten Zeit.

Die Entenjagd scheint noch nicht verdüren zu sein die Bögel sind in den Mehter abgetrieben worden und schwaderen dort scharenweise auf den Radiowellen herum.

Der Hadernsammler-Sämel hat verwichen zu mir gemeint, die westlichen Demokrazihen seien am versagen, spalten und auf den Estrig tragen mühten dann die anderen auch helfen. Die wo ein Räf dabei haben sollen sich zuchen machen, ich habe zu kurzen Alten und sowiso nicht derweil.

Mehr impenieren würde mir eventuell der Zeichnerberuf; denn, wie ich lektzin auf der Plattform im Sibni von einem gehört habe, kann so einer im Tag manchmal bis dreißig Pausen machen. Zum Arbeiten verbleibt allweg demnach nicht mehr viel Zeit über, wenn man die Minute zu sechzig Sekunden rechnet.

Daß es weihnachtet und nöijahret mag man alben in Bärn schon anfangs Christmonat gmerken, wenn die Pfister und Zuckerbecken die Bärenmuken in die Monteren thun. Alljährlich mache ich diesen Geschäften nach ein Thurneh, um auf den Läubtuchenhärzen die Sprüchli zu lesen. Einige davon habe ich in mein Sachbüchlein gemacht.

Wie die Tasten am Klavier,
geht die Liebe auf und ab bei Dir.
Das Härz isch brun u zuckerfüeh,
wär z'lang mues warte frürt's a d'Füeh.
D'Nebi isch e Meieräge,
i gönnt für jedes Tröpfli merci säge.
Du bist ein ausgekochtes Vorbeerblatt,
das alle Würze schon verloren hat.
Mys Härz isch es Blöggli,
es lütet so nätt
u dws isch e Treichle,
wo lei Challe meh het.

Damit komme ich angänz pünktlich an den Schluppunkt, muß mich der Verrichtung nützlicherer Dinge zuwenden und drehte mit Ihnen, wenn es mit aller Macht läutet auf die Schwelle eines Friedensjahres. Wenn das Jahr am Ausblampen ist, werde ich bei der Frou Chüderli, wie alljährlich auf dem Zimmer sitzen und eine gespendeten Ring Bradwurfst verzeihen, aber jetzt muß ich ihr noch das Treppenhaus seggen.

Ich wünsche Euch auf alle Seiten viel Glück und Sehgen zum neuen Jahr.

Stadt-Stöffel,
Zunftnießer und Garnwickler.